

Es gilt das gesprochene Wort.

**„Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.“
(Joh 6, 68)**

Sehr geehrter Herr Präses!
Hohe Synode! Liebe Schwestern und Brüder!

**I. Den Weg gehen mit Gelassenheit *und* Irritierbarkeit – eine suchende
und hörende Weggemeinschaft**

„Herr, wohin sollen wir gehen?“ antwortet Simon Petrus dem Herrn, nachdem dieser die Jünger – durchaus polemisch – gefragt hatte, ob sie ein Leben in seiner Nachfolge wirklich attraktiv finden. Denn: Ist das nicht alles viel zu dürftig: ein kleines Stück Brot und ein Schluck Wein als Wegzehrung in den gewaltigen Spannungen und Ratlosigkeiten, in denen wir existieren? Ist das nicht alles viel zu wenig beeindruckend: zwei oder drei, auch mal fünf oder sieben versammelt in einer kalten Dorfkirche hörend auf das Wort aus einem alten Buch, ausgelegt von jemandem, der genauso ratlos ist wie die übrigen vier oder sechs Menschen im selben Raum?

Ist das nicht alles viel zu wenig glanzvoll, wenn man hinter die Kulissen kirchlicher Hochglanzbroschüren schaut? Wenn man in den Alltag blickt, in die Mühen der Ebene kirchlicher Wirklichkeit zwischen der nächsten Stellenplanung und der Sorge, wie wir mit dem hohen Krankenstand bei Haupt- und Ehrenamtlichen in unserem Kirchenkreis so umgehen können, dass nicht alle Übrigen auch noch krank werden?

„Herr, wohin sollen wir gehen?“

Als Petrus diese Frage ausspricht, spricht er für sich selbst und die anderen Elf ein Bekenntnis aus. „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.“

Dieses Bekenntnis kommt nicht triumphalistisch daher. Die Anfechtung, die Ratlosigkeit, das Wissen um die Brüche und die Ungereimtheiten im Leben der Glaubenden spricht mit. So können auch wir mit sprechen:

„Herr, wir verschließen die Augen für die Realität nicht. Es ist uns bewusst, dass wir – menschlich betrachtet – wenig Glanzvolles und Beeindruckendes ausrichten können. Die Not dieser Welt treibt uns um. Die Ertrinkenden im Mittelmeer lasten auf unserem Gewissen. Die dumpfe Fremdenfeindlichkeit in unserem Land macht uns wütend. Das Auftrumpfen der Lügner lässt uns ratlos werden. Das mangelnde Interesse vieler Menschen am Glauben und am Evangelium stimmt uns traurig. Und die manchmal anzutreffenden Versuche, diese Situation mit Hochglanzbroschüren, mit Fünf-Jahres-Plänen oder mit tollen Projekten zu bearbeiten, lässt uns erst so richtig grimmig werden ...

Und dennoch, Herr: Wohin sollten wir denn sonst gehen als genau dahin, wo dein Wort und dein Sakrament uns speisen, uns stärken, uns orientieren?!

Wohin sollten wir denn sonst gehen als genau dahin, wo im Hören auf deine Weisung das Recht und die Würde des Mitmenschen bedingungslos geschützt werden?!

Wohin sollten wir denn sonst gehen, als dahin, wo im Glauben immer neu *sichtbar* wird, dass jeder Mensch – jede Frau, jeder Mann, jedes Kind – *um seiner selbst willen* wichtig und interessant ist?!

Herr, wohin sollen wir gehen?! Du hast Worte des ewigen Lebens. ... Wir bleiben im Hören auf dich. Wir lassen uns nicht weißmachen, dass irgendwo im Landeskirchenamt oder im Bischofsbüro der Masterplan für die Rettung der Kirche versteckt in einer Schublade liegt. Wir erliegen dem modernen Aberglauben nicht, dass wir nur die richtigen Methoden, die richtigen Pläne und Werkzeuge anwenden müssten, um die gewollten und gewünschten Ergebnisse zu erzielen. Wir bleiben im Hören auf dein Wort in der ganzen Unübersichtlichkeit und Konfusion unserer *realen* Situation. Wir widerstehen der Versuchung, uns mit Potemkinschen Dörfern zu trösten. Wir zeigen einander die Mühen der Ebene und schämen uns unserer Ratlosigkeit nicht. Wir nutzen die Visitation als Chance, *gemeinsam*, Visitierte und Visitierende, auf die Situation zu schauen, wie sie ist, ohne Besserwisserei und ohne Angst vor Beschämung, aber auch ohne Beschönigung.

Liebe Schwestern und Brüder,
in dem auf meinen Bericht folgenden Bericht aus dem Landeskirchenamt und Landeskirchenrat finden Sie vieles, das auf der Agenda der Landeskirche ganz oben steht. Es sind viele Projekte und Prozesse. Präsidentin Andrae wird den Bericht nachher unter dem Thema „Neue Wege gehen – auftragsgemäß handeln“ einbringen.

Als wir im Sommer im Landeskirchenrat über einige dieser Projekte und neuen Wege diskutiert haben, tauchte die Frage auf: Was ist unsere Gesamtstrategie, in die diese Projekte und Prozesse gehören? Und welche Ziele formulieren wir? Die Aussprache dazu ergab:

Als Kirche handeln wir nicht zuerst und vorrangig strategisch ausgerichtet und zielorientiert. Vielmehr ist unser Handeln von unserem Auftrag her bestimmt. Deshalb formulieren wir keine Gesamtstrategie. Vielmehr ist uns als Kirche zueigen, auf unserem Weg das Wort Jesu, auf Gottes Wort zu hören und unsere Schritte an seinem Wort zu prüfen. Das ist ein lebendiger Prozess und das geht nur im Gespräch miteinander. So sind wir eine suchende und hörende Weggemeinschaft. Deshalb bin ich, liebe Geschwister, auch sehr froh, dass wir unsere Tagung mit einem Gottesdienst beginnen und beschließen und dass wir jeden Synodentag gemeinsam auf Gottes Wort hören und uns dazu austauschen. So vertrauen wir darauf, dass unsere Kirche ein Geschöpf des Wortes Gottes und nicht ein Geschöpf unserer Taten und Strategien ist. Wir sind eine hörende Weggemeinschaft.

Das bedeutet für den Weg, den wir gehen: Wir gehen ihn in vielen kleinen Schritten miteinander. Wir sagen ja zu diesen kleinen Schritten in verschiedenen Prozessen. Es ist ein suchender, ein Weg mit Versuch und Irrtum. Und es ist ein Weg, auf dem wir immer wieder innehalten und miteinander bedenken und diskutieren: Sind wir auf dem richtigen Weg und in die richtige Richtung unterwegs? So ist es für uns weniger wichtig, Ziele zu formulieren, vielmehr uns unseres Auftrags immer wieder zu besinnen, uns zu fragen, wohin der Herr seine Kirche konkret sendet. Das bedeutet, dass wir uns auch irritieren lassen. Wenn wir also darauf verzichten, sog. „smarte“ Ziele zu formulieren, heißt das nicht, dass wir nicht Kennzeichen und Kriterien für diesen gemeinsamen Weg hätten. Und die brauchen wir, denn es ist klar, dass wir in vielen Bereichen unserer kirchlichen und gemeindlichen Arbeit ganz neue Wege suchen müssen,

weil die alten in der Sackgasse von Erschöpfung und überdehnten Stellenplänen enden. So brauchen wir eine suchende Weggemeinschaft. Zu ihr gehören als Kennzeichen Vertrauen und Respekt, genau hinhören und Unterschiede als Zeichen für Vielfalt sehen, das direkte Gespräch ohne Beschönigung oder Drumherumreden, gleichwohl respektvoll; weitere Kriterien und Kennzeichen für suchende Weggemeinschaft sind: Kontroversen aushalten, auf Überzeugung setzen und nicht auf Druck, Beteiligung und Transparenz, gemeinsame Beratungen bei schwierigen Entscheidungen und auch ein Haltungswandel¹ ist nötig: weg von einer Einstellung, die Innovationen und Veränderung skeptisch beäugt und blockiert; mehr von den Rändern als von der Mitte Neues erwarten; Freude am Experimentieren, Fehlerfreundlichkeit und Mut zum Scheitern. Das alles lebt von Vertrauen. Wenn es von Angst und Druck an die Seite geschoben wird, ja, aus unserer Kirche schwindet das Vertrauen, dann ist das ein großes Alarmzeichen. Ich weiß von einigen Konventen, in denen angesichts von Stellenplanungen und weiteren Kürzungen sich Ängste ausbreiten und in denen deshalb nicht mehr so frei und offen, so kritisch und provozierend wie früher gesprochen wird. ‚Wer weiß, wenn ich widerspreche, ziehe ich mir vielleicht Unmut zu, dann könnte mich das die Stelle kosten?‘, das habe ich nicht nur einmal im vertraulichen Gespräch gehört. So brauchen wir für unsere suchende Weggemeinschaft Vertrauen miteinander und Vertrauen, dass Christus den Weg unserer Kirche kennt und dass wir uns auf ihn verlassen können. Denn er hat Worte des ewigen Lebens.

Neben dieser Haltungsebene ist für unsere suchende Weggemeinschaft auch die *Sachebene* wichtig: Auf welche Themen und Themenfelder wollen und sollen wir uns konzentrieren. Der Landeskirchenrat der I. Landessynode hat nach ausführlichem Diskurs, auch mit dem Superintendentenkonvent, drei Felder benannt, in denen größere Veränderungen anstehen bzw. schon in Gang gekommen sind. Es sind dies die drei Themenfelder ‚Ämter und Dienste‘, ‚Gemeinde und ihre verschiedenen Formen‘ und ‚Mission‘. Der Landeskirchenrat dieser II. Landessynode hat sie bestätigt. Im Projekt ‚Erprobungen‘ suchen wir nach Antworten für neue Wege in diesen drei Themenfeldern. Auch die Menschenfreundlichkeit und Lebbarkeit ist ein wichtiges Prüfkriterium für Entscheidungen auf Gemeinde-, Kirchenkreis- und landeskirchlicher Ebene.

II. Visitation als hinschauen und hinschauen lassen – erste Ergebnisse der Visitationen der Kirchenkreise mit dem Schwerpunkt ‚Stand und Formen der Regionenbildung‘

Die Leitung einer solchen hörenden und suchenden Weggemeinschaft, Kern evangelischer Kirchenleitung ist die Visitation – und nicht ein vorgeordnetes Amt, das alles gut und besser weiß. In meinem Bericht im Frühjahr habe ich Ihnen die neue Ordnung unserer Visitation vorgestellt. Sie geht von diesem Grundverständnis von Kirche als hörende und suchende Weggemeinschaft aus. Sie macht das Hören und Wahrnehmen stark, setzt es vor das Deuten und Bewerten und die – gutgemeinten – Ratschläge. Die wenigen Eingänge von Gemeindevisitationen lassen verschiedene Deutungen zu. Die Themenfelder, die in diesen und in den kreiskirchlichen Visitationsberichten durchgängig auftauchen und die deutlich einen landeskirchlichen Handlungsbedarf erkennen lassen, will ich hier nur kurz

¹ So beschrieben in der Präsentation zum Projekt Erprobungen

nennen. Wir werden sie bei den weiteren Auswertungen im Blick haben und dann auch ausführlich dazu vortragen. Es sind v. a. folgende drei:

- Ermüdung und Erschöpfung bei haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden,
- das Verhältnis von Haupt- und Ehrenamtlichen und
- Weiterentwicklung der Teamfähigkeit.

Der Schwerpunkt unserer Auswertung, gemeinsam mit Mitgliedern des Bischofskonventes, war ‚Stand und Formen der Regionenbildung‘ in den Kirchenkreisen. Dazu jetzt ausführlich Wahrnehmungen und Ergebnisse:

II. 1. Was zeigt sich in den Visitationsberichten über den Stand der Regionalisierung kirchlicher Arbeit?

Unsere erste Leitfrage für die Auswertung war: Was wird über die *Motivation* und die *Zielstellung* zur Bildung von Regionen deutlich?

Als Ergebnis konnten wir festhalten:

Regionen erscheinen fast ausnahmslos als Planungs- und Steuerungsgrößen der Kirchenkreise. Als solche sind sie – von Ausnahmen abgesehen - im Bewusstsein und im Leben der Gemeinden wenig verankert. Wo dies so ist, gibt es kaum Interesse, sie zu gestalten. Eine positive Funktion haben sie vor allem für den Abstimmungsbedarf der Hauptamtlichen und bei der Kooperation von Gemeinden in Bezug auf bestimmte Arbeitsfelder oder bei der Gestaltung von Höhepunkten. Wenn dies gelingt, stellen sich Synergien ein. Oft ergibt sich die Regionenbildung aus einer Defizit-Logik: Nur durch regionale Kooperation können bestimmte kirchliche Aufgaben überhaupt noch bearbeitet werden. Diese Effekte führen bei den Akteuren zu einer gefühlten Normalität regionalen Arbeitens.

Eine entscheidende Rolle für das Gelingen regionaler Kooperation liegt bei den jeweils handelnden Personen. Stimmt die „Chemie“ untereinander? Haben alle Beteiligten den Eindruck, dass das Ergebnis regionaler Zusammenarbeit größer ist als die einfache Addition der einzelnen Teile? Können sie einen Mehrwert gegenüber der klassisch parochialen Arbeit feststellen?

Auffällig ist, dass Regionen – im Spiegel der Visitationsberichte – nur selten als *ein selbstverantworteter Raum kooperativen Arbeitens zwischen verschiedenen Kirchengemeinden* erscheinen. Solch eine regionale Zusammenarbeit scheint insbesondere dort zu gelingen, wo eine verbindende „Story“ vorhanden ist. Solch eine „Story“, eine verbindende Geschichte, kann aus guten Erfahrungen gemeinsamen Arbeitens erwachsen: vielleicht aus Anlass einer schwierigen Situation, vielleicht, weil die handelnden Akteure die Vorteile regionaler Arbeit hoch schätzen, vielleicht auch, weil ein starkes biblisches Bild die Regionalarbeit konzeptionell begleitet. In einer Region wurde beispielsweise die biblische Metapher vom „wandernden Gottesvolk“ in Anspruch genommen, um parochie-übergreifende Kooperation geistlich und konzeptionell zu bestärken. Die Leitfrage war dabei: Wie ist das, was wir hier als Regionalisierung versuchen, verbunden mit Gottes Geschichte und Gottes Auftrag in unserer Zeit, in unserer Situation? Was sind die Linien, die uns verbinden mit den Vätern und Müttern im Glauben, die vor uns waren?

Die Leitfrage in dieser Region mit dem Leit-Bild des „wandernden Gottesvolkes“ war *nicht*: Wie kann die Regionenbildung helfen, bei schwindenden Ressourcen „flächendeckende“ kirchliche „Versorgung“ aufrechtzuerhalten?

Ich möchte an dieser Stelle nichts simplifizierend einander gegenüberstellen. Natürlich ist die Erfahrung der schwindenden Ressourcen ein sehr wesentliches Motiv bei der Bildung von Regionen gewesen. Zu beobachten ist allerdings, dass

ohne eine gemeinsame Story², ohne ein starkes geistliches Bild Regionen zu technokratischen Kunstgebilden werden, mit denen niemand etwas emotional oder spirituell anfangen kann. Die „Region“ bewegt sich dann konzeptionell in einer Sackgasse, ihr geht die Puste aus. Ich zitiere aus dem Besuchstagebuch einer Visitationsgruppe:

„Die Stimmung in den Gemeinden zur Region ist schlechter geworden – viele wissen nicht, was die Region ist.“

In den Visitationsberichten werden – vielfach und in allen Berichten ähnlich – bestimmte Chancen und manche Frustrationen der Regionalarbeit aufgezählt: Bei den Chancen und Vorteilen werden genannt:

- Es gibt *mehr öffentliche Wahrnehmung* und Resonanz, wenn Region und öffentlicher Lebensraum relativ deckungsgleich sind.
- Bei gemeinsamer *Kinder- und Jugendarbeit* und bei *kirchenmusikalischen Kooperationen* sind vielfältige Gewinne und Synergie-Effekte zu verzeichnen.
- Die *pastorale Versorgung* durch Hauptamtliche bei Urlaub, Krankheit und Vakanzen kann besser gestaltet werden.
- Und es gibt die Erfahrung eines *Kompetenzgewinnes* bei Akteuren in der Region, die mit kreiskirchlicher Verantwortung ausgestattet worden sind.

Hinsichtlich der Frustration und Grenzen regionaler Kooperation werden folgende Phänomene beschrieben:

- Für relativ kleine Regional-Budgets muss *relativ viel Verwaltung und Gremienarbeit* betrieben werden. Ist solch ein Aufwand vertretbar, um ein Jahres-Budgets im niedrigen vierstelligen Bereich zu bewirtschaften?
- Viel Frust entsteht auch, wenn die Region mit *Stellenplanfragen* befasst wird, besonders dann, wenn die erbetenen Voten am Ende keinen Einfluss auf die Stellenplanung haben.
- Eine gefühlte oder tatsächliche *Entmündigung von Kirchengemeinden* wird beklagt.
- Mehrfach wird der *unscharfe Regionen-Begriff* als solcher beanstandet. Was ist genau gemeint, wenn von „Region“ die Rede ist? Ist sie vor allem eine Planungs- und Steuerungsgröße des Kirchenkreises? Eine geografisch gedehnte Parochie? Oder geht es um einen Beziehungs- und Handlungsraum für Leiturgia, Koinonia, Martyria und Diakonia von Kirchengemeinden innerhalb einer Region?
- Häufig fehlt die *Zukunftsperspektive* für die konzeptionelle Weiterentwicklung einer Region. Ein Bericht moniert dieses Fehlen auch explizit.
- Und schließlich: Regionen, die Stadt- und Landgemeinden umfassen, werden in der Regel als schwierig bis unmöglich empfunden.

Als **zweites** stellten wir in der Auswertung die **Frage danach, wie sich die Region als eine geographisch-planerische Größe zu den vorhandenen Netzwerken als sozialen und kommunikativen Größen verhält?**

Ein wichtiges Ergebnis dieser Auswertung ist: Region als kirchlicher Erlebnisraum ist mehr und anders als eine geographisch ausgerichtete Größe.³

² Es handelt sich um ein Phänomen, das vielfach bei Regionalentwicklungen beobachtet wird. Vgl. dazu das Handbuch Kirche und Regionalentwicklung. Region – Kooperation – Mission, im Auftrag des Zentrums für Mission in der Region hg. v. Christhard Ebert und Hans-Hermann Pompe, (KiA, 11), Leipzig 2014, 364-371.

³ Zu den verschiedenen Ebenen des Regionenbegriffs vgl. ZMiR-Team, Region als mehrdimensionaler Gestaltungsraum, 37 Thesen zur Region, in: Region - Gestaltungsraum der Kirche. Begriffsklärungen,

Die Region als geografisch fest umrissenes Gebilde kommt administrativen Interessen von Kirchenkreisen entgegen, doch sie entspricht kaum dem sich rasant verändernden Leben der Kirchengemeinden bzw. ihrem Umfeld. Aus der Sicht der Akteure vor Ort haben *situative und fluide Netzwerke* einen viel größeren Charme, weil sie der sozialen Wirklichkeit und dem tatsächlichen Kooperationsbedarf viel besser entsprechen als administrativ konstruierte Regionen.

Hier stoßen zwei unterschiedliche Leitbilder hart aufeinander. Verstehen wir unter einer Region eine *gedehnte Parochie* oder leitet uns das Bild des *Netzwerkes*? Hinter der Region als gedehnter Parochie steht immer noch die Staatskirchenlogik mit Beamten in Verwaltungsbezirken und festen Zuständigkeiten für Amtshandlungen und Gemeindeglieder – nur eben nicht mehr wie früher für zwei Dörfer mit einer Kirche, sondern auch für achtundzwanzig Dörfer mit dreiundzwanzig Kirchen. Hinter der Region als Netzwerk⁴ steht das Leitbild einer auftragsgeleiteten und gabenorientierten Kooperation von Haupt- und Ehrenamtlichen in einem stimmigen und überschaubaren Sozialraum.

Eine als Netzwerk verstandene Region ist ein dynamischer Prozess mit Wachstum, Wandel und – natürlich auch: Abbruch. Ein Netzwerk lebt im Wesentlichen von den Personen, die in ihm interagieren. Sie ziehen weg, sie wechseln die Stelle, sie knüpfen neu an, ihre Interessen und Bedürfnisse ändern sich. Dieses situative und fluide Wesen von Netzwerken ist ihre Pointe und ein Faktor, den wir konzeptionell beachten müssen, wenn wir nicht unrealistischen Zielvorstellungen bei der Bildung von Regionen aufsitzen wollen. Und ein Netzwerk lebt von soziokulturellen Kommunikationsbedingungen, die man nicht administrativ übergehen kann. Wo Regionen allein am Reißbrett gebildet werden, also nach Zahlen und Statistiken, wo in ihnen gar ländliche Gemeinden mit einer größeren Stadt zusammengespannt werden, wachsen schwerlich Netzwerke.⁵

Die **dritte Leitfrage** unserer Auswertung lautete:

Welche Bedeutung haben *Ehrenamt und Hauptamt* für die Bildung und Gestaltung von Regionen?

Das Hauptamt erscheint als die entscheidende Strukturierungsgröße für die Region – und dies häufig aus pragmatischen, an Stellenplänen und –anteilen orientierten, weniger aus konzeptionellen Gründen. Das Ehrenamt kommt sekundär dazu, es fehlt ein eigenes Profil für Ehrenamt im regionalen Kontext. In der Perspektive der Ehrenamtlichen sind sozialräumliche und kommunale Gegebenheiten vorrangig. Deshalb genießt regionale Arbeit in der Stadt offenbar eine größere Akzeptanz. Ansatzweise kommt eine Flexibilisierung in den Arbeitsstrukturen der Hauptamtlichen als Zielvorstellung in den Blick.

ekklesiologische Horizonte, Praxiserfahrungen, hg.v. Daniel Hörsch und Hans-Hermann Pompe, Leipzig 2012, 219-272 und: Thomas Schlegel, Allen alles werden, um einige zu retten. Das missionarische Potential der Region, in: ebd., 103-124, hier 113-116.

⁴ Zur konzeptionellen Inanspruchnahme des Netzwerk-Begriffs für eine Neugestaltung kirchlicher Arbeit unter den Voraussetzungen und mit den Rahmenbedingungen des 21. Jahrhunderts in Deutschland vgl. auch Isabel Hartmann, Reiner Knieling, Gemeinde neu denken. Geistliche Orientierung in wachsender Komplexität, Gütersloh 2014, 200-208.

⁵ Diese Einschätzung wird verstärkt durch eine Wahrnehmung der landeskirchlichen Visitationskommission auf die – bisher sehr wenig vorliegenden - Berichte über durchgeführte Visitationen von Kirchengemeinden: „Der eigene soziale Nahraum bleibt eine emotional wichtige Bezugsgröße für Gemeindeglieder – allen Strukturreformen zum Trotz. Künstliche Großgebilde (Regionen, Pfarrbereiche) führen kaum zur Beheimatung.“ (Anlage B zu TOP 5 der Sitzung vom 11. 11. 16, Seite 4)

Vierte Leitfrage: Welche kirchlichen Arbeitsfelder weisen eine besondere Affinität für regionale Aufbrüche aus?

Als Arbeitsfelder, die sich besonders für eine regionale Kooperation eignen, erscheinen vor allem die Kirchenmusik, die Kinder- und Jugendarbeit, die Diakonie, wenn entsprechende Einrichtungen vorhanden sind, die Öffentlichkeitsarbeit und gemeinsame Projekte wie Freizeiten oder Glaubenskurse. Arbeit in einer Region folgt überwiegend der Frage nach möglichen Synergieeffekten, besonders bei kleinen Teilnehmenden-Zahlen vor Ort. Ist etwas mit einer besonderen örtlichen Tradition verbunden (wie Kirmes, Martinstag, Brückensingen), eignet es sich nicht für eine regionale Gestaltung. Auch die Seelsorge, die stark von einer persönlichen Vertrautheit lebt, kann schwerlich „regionalisiert“ werden.

Eine intensive Debatte gab es bei unserer Auswertung an dieser Stelle bei der Frage, ob der „normale“ Gottesdienst und das geistlichen Leben in der „Kirche im Dorf“ für eine regionale Kooperation eher geeignet oder eher ungeeignet erscheinen? Hat der Gottesdienst in der Kirche im Dorf als der örtlichen Tradition zugehörig größeres Gewicht oder die größere Gottesdienstgemeinschaft beim Gottesdienst in der Region? Dass an dieser Stelle die Diskussion so leidenschaftlich wurde, zeigt in jedem Fall an, dass wir hier gesteigerten ekklesiologischen Klärungsbedarf haben.

Und schließlich haben wir mit einer **fünften Leitfrage** die Visitationsberichte hinsichtlich der Regionalisierung angeschaut:

Wie viel *Institutionalisierung* brauchen Regionen und welche *Lebensrhythmen* lassen sich erkennen?

Es wurde uns deutlich, dass institutionelle Regeln kaum tragen. Förderlich sind konzeptionelle Grundlagen und Visionen, die allerdings nicht auf Dauer gestellt werden können. Die Chancen regionaler Arbeit werden u. E. häufig nur schwer erkannt, insbesondere wenn sie unter dem Vorzeichen des Defizits eingeführt wurde: X-Arbeit funktioniert nicht mehr auf Gemeinde-Ebene, deshalb geht man auf die Regionalebene. Wenn dabei die Frage nach den Ursachen für das „Nicht-mehr-Funktionieren“ jenes Arbeitsbereichs nicht bearbeitet wird, werden Problemlagen ohne Reflexion von der Parochie auf die Region übertragen und die Nähe des Sozialraums wird schnell – zu schnell? – aufgegeben. Das Paradigma „Parochie“ wird einfach geografisch gedehnt, ohne dass damit ein konzeptioneller oder geistlicher Mehrwert verbunden ist. Es ändert sich nur die Quantität, nicht die Qualität.

Vielfach wird die Beobachtung beschrieben, wie wichtig „weiche“ Faktoren für das Gelingen regionaler Kooperation sind: Also geeignete Personen, eine verbindliche Kommunikation untereinander und eine verbindende Story bringen eine Region voran. Und entsprechend sind – aus den bisherigen Berichten nur schwach – Lebensrhythmen zu erkennen. Es kann sogar sein, dass eine echte Bereicherung durch das regionale Zusammenwirken die Ehrenamtlichen wieder aus der Region zurück in die Gemeinde zieht – nun mit größerer Motivation und geistlicher Kraft, mit Mut, auch hier in der Gemeinde vor Ort konzeptionell zu arbeiten.

II. 4. Welche Impulse für die landeskirchliche Leitungsebene ergeben sich aus den interpretierten Wahrnehmungen und den identifizierten Herausforderungen?

Aufgrund der deutlich artikulierten Wahrnehmung auf Chancen *und* Frustrationen bei der Regionalisierung kirchlicher Arbeit muss auf landeskirchlicher Ebene noch einmal sehr genau hingeschaut, abgewogen und für weitere Entscheidungen bedacht werden: Inwiefern steckt hinter dem Verständnis der Region als

Steuerungs- und Planungsgröße des Kirchenkreises ein Kirchenbild, das vor allem Hauptamtlichkeit, Haushalts- und Stellenpläne, Gremienarbeit und prinzipielle Flächendeckung vor Augen hat? Inwiefern behindert dies neue und anstehende Veränderungen und Entwicklungen?

Viele Äußerungen bei den Visitierten und den Visitierenden kreisen um die begriffliche Unschärfe des Regionenbegriffs⁶ und seine mangelnde Verortung in der Identität und Lebenswelt der Akteure. Structure follows function – die Struktur folgt der Funktion und der Aufgabe. Auf der Theorie-Ebene ist uns das klar. Beobachtet haben wir, dass die landeskirchliche und kreiskirchliche Implementierung von Regionen mit der umgekehrten Folge zu rechnen scheint: *Nach* der Etablierung der „Struktur“ werde sich das Andere schon einstellen. ... Gelegentlich wird die Netzwerk-Metapher genannt, um zu beschreiben, was Region positiv sein könne. Eine Schärfung dessen, was mit „Region“ in unserer Kirche gemeint sein soll, kann wohl vom Netzwerk-Bild erwartet werden. Die *auch* administrative Einrichtung von Regionen als Impuls für das Wachsen eines Netzwerkes ist denkbar und sollte nicht konzeptionell tabuisiert werden. Doch gleichzeitig sollten wir den harten Kontrast zwischen einem „Netzwerk“ und einer administrativ geplanten Verwaltungs-Einheit nicht aus dem Blick verlieren. De facto wachsen Netzwerke *nur* von den Akteuren in ihrer Lebenswirklichkeit her. Ein kreiskirchenrätlicher Beschluss kann Verstärkung oder Schutz dessen sein, was im sozialen Raum „Region“ wächst. Doch erzeugt wird dieses Leben nicht durch Beschlüsse, sondern durch geistliche und soziale Interaktionen zwischen *allen* Subjekten, die für eine Kirche relevant sind: Gottes Geist, Gemeindeglieder, haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitende und weitere Akteure im Sozial-Raum: wie Bürgermeister, Gemeinderäte, Vereinsvorsitzende, Journalisten, Unternehmerinnen, Touristiker, Heimatfreunde, Bestatterinnen, Schulleiter ... Die Aufzählung ließe sich noch ein Stück weit fortsetzen.

Die landeskirchlich zu bearbeitende konzeptionelle Frage muss u. E. sein: *Was dient dem Wachsen* von Netzwerken, in denen die Menschen in den Kirchengemeinden und die Anderen um sie herum Leiturgia, Koinonia, Martyria und Diakonia erfahren und leben können? Was dient dem Vorrang des Lebens vor der Ordnung? Was dient einer kirchlichen Arbeit, die dem Grundgedanken folgt: Die Struktur folgt dem Leben – und nicht umgekehrt?

Wie bereits dargestellt, dient dem Wachsen von Netzwerken eine geistlich gegründete und konzeptionell verankerte Regionalarbeit mit starken Bildern und einer theologisch tragfähigen Grund-Idee. Für das Finden solcher Leitvorstellungen dürfen wir gern mit Stolz und Entdeckerfreude *auch* in die eigene Vergangenheit schauen: So lag z. B. der Anfang regionaler Kooperation in der EKKPS in den 1970er Jahren im Kirchenkreis Merseburg und war deutlich vom Leitbild der Zeugnis- und Dienstgemeinschaft aller Mitarbeitenden geprägt. Wie kann ein landeskirchlicher Impuls formuliert und operationalisiert werden, welcher Lust macht auf das Finden und Ausprobieren solcher Leitbilder? Bitte beachten Sie, dass ich hier nicht von *dem* Leitbild für regionale Kooperation spreche, sondern von Leitbildern. Wir leben in einer Übergangszeit mit großen Ungleichzeitigkeiten in unserer Kirche. Es wird kein landeskirchliches „Regional-Modell“ geben, dass wir allen Kirchenkreisen von Salzwedel bis Sonneberg aufpfropfen könnten. Ich bin überzeugt: Die mitunter anzutreffende Sehnsucht nach solch einem einheitlichen „Regional-Modell“ entspricht nicht dem Selbstverständnis und der Lebenswirklichkeit der Menschen in Mitteldeutschland am Beginn des 21. Jahrhunderts. Außerdem bindet die konzeptionelle Sehnsucht

⁶ Die wissenschaftliche Reflexion macht darauf aufmerksam, dass diese vielfach empfundene Unschärfe im Regionen-Begriff selbst steckt.

nach einem monolithischen Leitbild unnötigerweise Kräfte und Ressourcen. Eine Weiterentwicklung der „Regionen“ in Richtung einer „vierten Ebene“ neben Kirchengemeinden, Kirchenkreisen und Landeskirche halte ich für kontraproduktiv. In heutigen Unternehmen werden Hierarchien abgeflacht. Da sollten wir bei schwindenden Ressourcen nicht noch eine weitere Verantwortungs- und Entscheidungs-Ebene einziehen.

Es will wohl niemand von uns ernsthaft eine solche vierte Ebene etablieren. Ich will dennoch die Tendenz deutlich benennen, die ich mancherorts wahrnehme und die für mich zumindest wie ein Zug in Richtung vierte Ebene wirkt. Das zeigt sich z. B. dort, wo Kreiskirchenräte die substantielle Arbeit und Entscheidung bei Stellenplanungsprozessen an Regionalräte delegieren; und wo Kirchengemeinden nicht oder zu wenig an diesen Prozessen beteiligt, ja, nicht mehr in ihrer Eigenständigkeit respektiert werden.

Aus meiner Sicht stehen wir auch vor der Frage, darüber nachzudenken, welche Grundfunktionen und –aufgaben eine Kirchengemeinde noch haben und abdecken können muss? Muss sie wirklich alle Arbeitsfelder ausfüllen können? Wie sehr darf sie Fragment sein? Und in welchen Hinsichten? Und in welchen Hinsichten nicht?

In der Wahrnehmung und Deutung der Berichte zum Stand der regionalen Kooperation in den besuchten Kirchenkreisen sind wir auch auf eine selbstkritische Frage für die landeskirchliche Ebene gestoßen: Dass wir uns im Jahr 2013 entschieden haben, bei den Visitationen der Kirchenkreise den Fokus auf die Regionalisierung zu legen, hing ganz entscheidend mit der damaligen Diskussion um zukünftige Kirchenkreis-Größen zusammen. Diese Fragestellung war also durch ein landeskirchliches Planungs- und Steuerungsinteresse motiviert. Was wir bei Kirchenkreisen wahrnehmen und in dieser Vereinseitigung als problematisch deuten: Dass sie nämlich die Regionen vor allem als Planungs- und Steuerungsgröße innerhalb der Organisationslogik anwenden, das erkennen wir strukturanalog in unserem landeskirchlichen Vorgehen. Was würde es bedeuten, wenn wir auf landeskirchlicher Ebene mehr von den Bedürfnissen der Kirchenkreise her denken, wenn es um die Größe der Kirchenkreise geht?

Um es noch einmal zu wiederholen: Die Kirchengemeinden und die Menschen können strukturell aus dem Blick geraten, wenn Regionen vor allem als kreis- oder landeskirchliche Planungs- und Steuerungsgrößen behandelt werden. Struktur-Fragen verdrängen dann auf Dauer inhaltlich-geistliche Fragen. Ich zitiere zwei Sätze aus den Sitzungsprotokollen der landeskirchlichen Visitationskommission: „Die Kirchengemeinden des Kirchenkreises kommen gar nicht vor im Bericht.“ Und: „Wir erfahren in diesem Bericht viel über Gremien und Strukturen und wenig über die Menschen im KK, in den Regionen und in den Kirchengemeinden.“

Hier sehe ich eine große Herausforderung für eine theologisch reflektierte Organisationslogik:

Die Kirchengemeinde ist nach unserer Verfassung die zuerst genannte Rechtsform, in der sich das kirchliche Leben vollzieht⁷ und die den Auftrag der Kirche im Rahmen der kirchlichen Ordnung in eigener Verantwortung wahrnimmt.⁸ Beim Auftrag der Kirche wird in unserer Verfassung nach Artikel 2 auf eine lange Reihe von Aufgaben verwiesen: Gottesdienst mit Wort und Sakrament, Verkündigung, Mission, Seelsorge, Diakonie und Bildung,

⁷ Verf EKM Art 3 Abs 1.

⁸ Ebd. Art 21, Abs. 2.

ökumenische Gemeinschaft, das jüdisch-christliche Gespräch, der Dialog mit anderen Religionen, der Einsatz für Menschenwürde und Menschenrechte ... die Aufzählung ist nicht vollständig.

Es liegt nahe, dass uns mulmig zumute ist, wenn wir diesen Aufgaben-Katalog neben die Wahrnehmung vieler kleiner und kleinster Kirchengemeinden halten, aus denen unsere Kirche zu einem großen Teil besteht. Die Versuchung ist groß, sich wegen dieser Diskrepanz zwischen kleinen und kleinsten Ressourcen vor Ort und der langen Liste von Aufgaben konzeptionell von der Kirchengemeinde als dem Primär-Raum von Kirche zu verabschieden und mindestens auf die Region, wenn nicht gar auf den Kirchenkreis zu blicken, wenn noch im vollgültigen Sinn von „Kirche“ die Rede sein soll. Ich halte diese Schlussfolgerung für verständlich – und zugleich für fragwürdig.

Es geht hier im Kern um die Frage nach unserem Verständnis von Kirche: Wird die Gemeinde Jesu Christi von einer Verheißung gezeugt, geboren, am Leben erhalten und ernährt? Und dort, wo dieses Leben ist, da äußert es sich auch: mal stark, mal weniger stark – doch es lebt! *Oder* entsteht Kirche durch die Abarbeitung eines frommen und moralisch anspruchsvollen Leistungskatalogs? Lebt sie nur dort, wo sie auch bestimmte Werke vollbringt? Wird sie durch das möglichst professionelle Ausfüllen von „Arbeitsfeldern“ konstituiert? Ich spitze die Frage bewusst und auch etwas polemisch zu.

Die Reformatoren haben auf diese Frage eine eindrucksvolle Antwort formuliert. Sie beziehen die evangelische Grund-Erkenntnis – allein aus Glauben, nicht aufgrund von Werken bin ich gerechtfertigt – diese evangelische Grund-Erkenntnis beziehen sie auf die Lehre von der Kirche.

Im Augsburger Bekenntnis Artikel VII werden die rechte Verkündigung des Evangeliums und die einsetzungsgemäße Weitergabe der Sakramente als allein *hinreichende und notwendige Kriterien für Kirche* genannt.

Mission, Seelsorge, Diakonie und Bildung, ökumenische Gemeinschaft, das jüdisch-christliche Gespräch, der Dialog mit anderen Religionen, der Einsatz für Menschenwürde und Menschenrechte sind – recht verstanden – intentional in diesen beiden Grundvollzügen von Kirche enthalten und können von dorthin immer wieder entfaltet und erneuert werden. Dass diese Felder oft brach liegen und nicht bearbeitet werden, ist ein großes Problem. Doch aus ihrem Fehlen zu schlussfolgern, dass dort, wo nur zwei oder drei Menschen auf Gottes Wort hören keine Kirche sei, macht die Verheißung klein und verstellt organisationstheoretisch den Blick dafür, dass nur in echten sozialen Interaktionsräumen Leben wachsen kann.

Die Region kann ein solcher Interaktionsraum sein und ich freue mich über jede regionale Kooperation, die das christliche Zeugnis, die Gemeinschaft, die Diakonie und das geistliche Leben stärkt. Solche Kooperation wächst – und schwindet – netzwerkartig, situativ, fluide, nicht auf Dauer gestellt und freiwillig gewollt von den Beteiligten. Soweit aus der Auswertung der kreiskirchlichen Visitationsberichte.

III. Kirche als ‚creatura verbi divini‘ (‚Geschöpf des Wortes Gottes‘) – Freiräume lassen zum Hören – das Reformationsjubiläum 2017

In diesem letzten großen Abschnitt möchte ich zum Reformationsjubiläum nur drei weitere Aspekte besonders herausgreifen. Denn auch die beiden vorigen Abschnitte über die erneuerte Visitation wie auch über die Kirche als suchende und hörende Weggemeinschaft stehen im Horizont des Reformationsjubiläums, im Horizont der *ecclesia semper reformanda*. Im Blick auf die vielen und

vielfältigen Vorbereitungen und Veranstaltungen im Jubiläumsjahr und die Frage, wie wir dieses Jubiläum angemessen begehen, darüber möchte ich gerne im nächsten Bischofsbericht im April 2017 in Lutherstadt Wittenberg berichten. Heute also nur drei Aspekte.

III.1 Initiative Offene Kirchen – Zwischenergebnis

„Auch die längste Reise beginnt mit dem ersten Schritt.“⁹

Vor einem Jahr habe ich die Kirchengemeinden in unserer Landeskirche gebeten, mit einem praktischen und nachhaltigen Schritt der Buße und Umkehr das Reformationsjubiläum und –gedenken zu begehen, indem sie ihre Kirchen und Kapellen auch außerhalb der Gottesdienstzeiten öffnen und offen halten.¹⁰ Sie als Landessynode haben diese Bitte unterstützt.¹¹ Viele Gemeindeglieder setzen sich mit dieser Bitte auseinander. Darüber bin ich sehr froh. Mit der praktischen Aufgabe, die Kirchentüre aufzuschließen, ist die geistliche Aufgabe verbunden, als Gemeinde gegenüber anderen aufgeschlossen zu sein. Ich habe den Eindruck, dass diese zwei Seiten der Bitte für die Gemeindeglieder einen besonderen Reiz haben. Jedenfalls nehmen viele die Bitte ernst – und beraten noch. Das hat auch der Austausch auf der Kreispräsidestagung erbracht.

Bei meinen Begegnungen in den vielen Regionen unserer Kirche erlebe ich die ganze Breite der Reaktionen:

Manche Gemeinden öffnen bereits seit vielen Jahren ihre Kirche und machen dabei viele gute Erfahrungen. Wer auch schlechte gemacht hat, berichtet davon, es sind weniger schlechte als gute – und das gehöre eben dazu, dass es auch schlechte gäbe. Es braucht Vertrauen, auch wenn es im Einzelfall einmal enttäuscht wird, wolle man festhalten am Vertrauen. Wer einmal geöffnet hat, so mein bisheriger Erkenntnisstand, will nicht wieder zuschließen.

Andere Gemeinden denken ernsthaft über eine Öffnung nach und fühlen sich durch die landeskirchliche und bischöfliche Unterstützung in ihrem Vorhaben ermutigt.

Neben diesen positiven Rückmeldungen erreichen mich auch viele kritische Fragen:

Was ist, wenn es zu Diebstahl oder Vandalismus kommt?

⁹ Die Sentenz stammt vom chinesischen Philosophen Laotse und findet sich im 64. Kapitel des Tao Te King. Vollständig heißt es: „Ein beidarmig zu umfassender Baum wächst aus des Sprösslings feinstem Flaum. Ein Turm, der einmal neunstöckig werde, erhebt sich aus einem Häufchen Erde. Eine Reise, tausend Meilen lang, mit einem ersten Schritt fing sie an!“

¹⁰ Unter <http://www.ekmd.de/aktuell/Initiative-Offene-Kirchen/> heißt es dazu zusammengefasst: „Wir begehen 500 Jahre Reformation. Das ist eine große Gelegenheit, unsere Haltung zu überprüfen: Gehen wir auf Menschen zu? Wie offen sind wir für Menschen, die auf der Suche sind, auch wenn sie nicht uns suchen? Wie lassen wir uns neu formen, gewissermaßen "re-formatieren" vom Evangelium?“

Die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland will 2017 gute Gastgeberin sein. Geöffnete Kirchen gehören dazu. Das meinen der Landeskirchenrat und die Landessynode. Die Entscheidung, Kirchen aufzuschließen, liegt beim zuständigen Gemeindegliederkirchenrat. Die Kirchenleitung regt jedoch an, das Thema "Offene Kirchen" bald im Gemeindegliederkirchenrat zu besprechen und die Vor- und Nachteile von geöffneten Kirchen abzuwägen.

Dabei hilft eine Handreichung, die hier zum [Download](#) bereitsteht.“

¹¹ Vgl. DS 2/1 abgerufen am 12. 11. 2016 unter

http://www.ekmd.de/attachment/aa234c91bdabf36adbf227d333e5305b/cb02a6bc6a4d4b85bb9c55e3657eb110/ds_2-2_b.pdf „... Die Synode ermutigt die Gemeinden, ihre Kirchengebäude in der Regel offen zu halten. Sie bittet das Landeskirchenamt dabei um Beratung und Unterstützung. Im Kontext einer gegenwärtig von Angst durchzogenen Atmosphäre sind offene Kirchen ein starkes Symbol für Handlungsmöglichkeiten im Geist des Evangeliums. (...) Gastfreundliche Kirchen öffnen weite Räume für Menschen, mit denen wir in unseren Städten und Dörfern zusammenleben. So wachsen Interesse, Verständnis und auch neue Formen des Gemeindelebens.“

Oder: Wie sollen wir das neben allem anderen auch noch schaffen, eine offene Kirche zu beaufsichtigen?

Oder: Wir würden unsere Kirche schon aufschließen und auch ohne Aufsicht lassen, doch wir finden niemanden im Dorf, der morgens auf- und abends wieder abschließt.

Und immer wieder begegnet mir die Frage: Gibt es denn wirklich einen Bedarf dafür? Wer will denn in unsere Kirche gehen? Zu uns kommen doch keine Touristen. ... Und sonst will niemand in unsere Kirche.

Anfang Oktober hat die AG „Offene Kirchen“ eine Online-Umfrage gestartet, um einen Überblick zu erhalten, wie viele der 4031 Kirchen und Kapellen der EKM derzeit regelmäßig geöffnet sind. Für *jede dieser 4031 Kirchengebäude* ist bereits eine Online-Maske vorbereitet¹². Ich danke den Mitgliedern dieser Arbeitsgruppe sehr, dass sie damit allen Gemeinden eine Rückmeldung zu jeder unserer Kirchen ermöglicht, die niedrigschwellig, papierlos und so knapp wie möglich eingetragen werden kann.

Pro Kirchengebäude benötigt man etwa 5 Minuten, um die Angaben zu vervollständigen. Meine Referentin im Bischofsbüro, die mit einer viertel Gemeindepfarrstelle im Kirchenkreis Elbe-Fläming tätig ist, hat es für ihren Pfarrbereich mit sieben Kirchengebäuden bearbeitet und dabei diese Erfahrung gemacht.

Bisher sind für 319 Kirchen Rückmeldungen eingegangen. Das sind noch nicht viele, erst 7,9 %. Allerdings steht die Online-Maske noch nicht so lange zur Verfügung. Meine Vermutung – und Hoffnung! – ist, dass viele Gemeindeglieder noch beraten. So kann das folgende Ergebnis noch kein vollständiges Bild abgeben:

Ein Drittel dieser 319 Kirchen sind regelmäßig außerhalb der Gottesdienstzeiten *geöffnet*; über die Hälfte davon allerdings *nur im Sommer*. Das gibt zu denken: Vermutlich ist hier vor allem an Radwanderer und Touristen gedacht, welche besonders im Sommer eine Kirche aufsuchen möchten. Doch was ist mit den Menschen *im Dorf* oder *in der Stadt*, die – gerade im Herbst und Winter! – Trost und Einkehr in *ihrer* Kirche suchen, still werden und beten wollen?

Die anderen zwei Drittel, das sind 211 Kirchen, sind laut Rückmeldungen prinzipiell verschlossen. Allerdings öffnen 161 von ihnen auf Nachfrage, doch ist nur bei 67 dieser 161 Kirchen ein Hinweis an der Kirche angebracht, wo man den Schlüssel bekommen kann.

Auch hier scheint man nicht oder wenig damit zu rechnen, dass jemand von der Gemeinde oder aus dem Ort die Kirche unter der Woche aufsuchen möchte. Dieser Aspekt stimmt mich nachdenklich.

Auch die längste Reise beginnt mit dem ersten Schritt: Ich bin dankbar dafür, dass viele der Kirchen, die sich bisher an der Umfrage beteiligt haben, *prinzipiell* zugänglich sind, viele natürlich nur, wenn sich jemand die Mühe macht, nach dem Schlüssel zu fragen. Doch es ist dabei so ähnlich wie bei den überwiegend im Sommer geöffneten Kirchen: Gedacht wird hier vor allem an Fremde, an Touristen und Wanderer. Frau Müller aus dem Ort selbst, die gern einmal in die Kirche ginge um für ihre kranke Tochter zu beten: Meinen wir ernsthaft, sie geht zu ihrem Nachbarn Herrn Schulze, um sich den Kirchenschlüssel zu holen? Geistliches Leben, Seelsorge, Trost suchen und Trost finden lebt von der Möglichkeit, dies *unbeobachtet* zu tun. Entweder die Kirche ist wirklich offen und Frau Müller kann dorthin gehen, wann sie möchte und unbeobachtet – oder diese

¹² Sie findet sich unter <http://www.ekmd.de/service/offenekirchen/fragebogen/>

Quelle der Stärkung bietet sich Frau Müller nur während der Gottesdienstzeiten – und dann ist sie auch nicht unbeobachtet.

So möchte ich meine Bitte erneuern, unsere Kirchen offen zu halten, auch im Winter, auch ohne Aufsicht. Lassen Sie uns bitte dessen gewärtig sein, dass GOTT einen Faden spinnen möchte zu allen Menschen, die in unseren Orten leben: Auch ohne dass jemand Kirchenmitglied ist und „schon immer“ (mindestens seit tiefen DDR-Zeiten) „zu uns“ gehört und auch ohne dass er oder sie bei dieser zarten Suchbewegung gleich beobachtet wird.

Als *Gründe* für geschlossene Kirchen werden genannt:

- Von 45 % der geschlossenen Kirchen wird gesagt, dass es zu wenige Menschen gibt, die sich verantwortlich fühlen,
- gefolgt von 40 %, die Angst vor Vandalismus und Diebstahl haben,
- für 27 % besteht nach eigener Auskunft „kein Bedarf“ einer Öffnung,
- für 18 % wird wertvolles Kunstgut als Grund genannt
- und nur bei 1,5 % der Nennungen ist der schlechte bauliche Zustand der Kirche ein Grund, sie nicht zu öffnen. (Da Mehrfachnennungen möglich sind, ergeben diese Zahlen in der Addition mehr als 100 %).

Ich bin froh, dass wir – vorausgesetzt Sie stimmen im Rahmen der Haushaltbeschlüsse zu - ab 1. Januar 2017 allen Gemeinden einen Sammelversicherungsvertrag anbieten können, die Schäden durch Diebstahl sowie mut- und böswillige Beschädigung bei einer unbeaufsichtigt geöffneten Kirche umfassen: Kunstgegenstände, Kultgegenstände, Wertgegenstände und sonstige Einrichtungsgegenstände können je Kirchengebäude und Jahr mit einer Jahresprämie pauschal mit 65,45 € versichert werden. Die Selbstbeteiligung beträgt je Schadensfall 250 € bei Diebstahl und 500 € bei mut- und böswilliger Beschädigung.¹³ Ich hoffe sehr, dass dieses Angebot rege genutzt werden wird und dass Ängste im Zusammenhang mit Diebstahl und Vandalismus sich so relativieren lassen.

Ein wenig ratlos bin ich, wenn 27 % der Auskunftgebenden bei der Online-Umfrage eingetragen haben, dass es für eine Öffnung ihrer Kirchen keinen Bedarf gäbe. Woher wissen sie dies? Ich gehe davon aus, dass die Umfrage von einem Mitglied der Kirchengemeinde ausgefüllt wurde: Von der Pfarrerin, dem GKR-Vorsitzenden oder dem Gemeindebrief-Redakteur. Weshalb gehen so viele aus dieser Personengruppe davon aus, dass Menschen ihres Ortes keinen Bedarf haben, ihre Kirche aufzusuchen? Rechnen wir selbst nicht damit, dass Menschen Gott suchen? Ich weiß, dass das eine sehr ernste und vielleicht auch ein wenig polemische Frage ist. Doch ich will sie stellen, weil es hier um die Mitte unseres kirchlichen Auftrages geht.

Sehr ernst nehme ich auch den Hinweis, dass 45 % der geschlossenen Kirchen bisher einfach niemanden haben, der sie morgens auf- und abends wieder zuschließt. Könnte es ein Impuls für den Gemeindeaufbau sein, hier jemand zu suchen, der vielleicht gar nicht zur Kerngemeinde oder zur Gemeinde überhaupt gehört, aber für die Idee gewonnen werden könnte? Ich bin überzeugt davon: Schon in der Kommunikation über diese Idee werden Fragen angestoßen, die unmittelbar zu unserem Auftrag gehören: Wo sind die Berührungsflächen für Gottes Geist mitten in unserer unruhigen, geplagten und geängstigten Zeit und Welt? Was gibt unserem Leben wirklich Halt und Orientierung? Wie setzen wir als

¹³ Vgl. die ausführlichen Informationen dazu in EKMintern vom Oktober 2016, als Download im Internet unter <http://www.ekmd.de/service/ekmintern/2016/33199.html>

Christengemeinde *sichtbare* und *spürbare* Zeichen gegen Abschottung und Ressentiments, gegen Dauer-Misstrauen in der Gesellschaft und *wutbürgerliche Verbissenheit*?

Eine für alle geöffnete Kirche, eine brennende Kerze, ein Gebet, ein Bibelwort aus der aufgeschlagenen Bibel, die auf dem Lesepult liegt, all dies war im Jahr 1989 schon einmal sehr wichtig für unsere gesamte Gesellschaft. Es spricht Vieles dafür, dass dieses auch im Herbst 2016 wieder benötigt wird, so sehr wie Wasser in der Wüste.

Hoffnungsvoll finde ich, dass fast 60 % der geöffneten Kirchen ohne extra Beaufsichtigung geöffnet sind. Wo Kunstgut und wertvolle Einrichtungsgegenstände eine Aufsicht nahe legen, ist es gut, wenn dies organisiert werden kann.

Alle Erfahrungen zeigen: Der Respekt vor dem geistlichen Raum ist groß. Und der Kirchenraum als Ort der Stille, des Nachdenkens, des Suchens und Hörens wird gesucht, von mehr Menschen, als ‚man‘ denkt. Das zeigen die in den offenen Kirchen ausliegenden Gebets- und Bittbücher. Lassen Sie uns diese Umkehr zu geöffneten Kirchen wagen. Es ist auch eine Umkehr unseres Blickes auf die Menschen.

III.2 Das Reformationsjubiläum und –gedenken in ökumenischer Gemeinschaft begehen

Wer hätte sich vor fünf Jahren, z. B. beim und nach dem Besuch von Papst Benedict XVI. in Erfurt, vorstellen können, dass nur fünf Jahre später der Papst und Bischof von Rom und Lutheraner einen gemeinsamen Gottesdienst feiern, und das am Reformationstag! Am Reformationstag 2016, zum Auftakt und Beginn des Jubiläumsjahres 500 Jahre Reformation! Einen Gottesdienst, den sie gemeinsam vorbereitet und zu dem sie gemeinsam eingeladen haben? Ich hatte das Glück und die Ehre, als stellvertretende leitende Bischöfin der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirchen Deutschlands diesen Gottesdienst in der Kathedrale zu Lund in Schweden mitzufeiern und auch bei der anschließenden Begegnung im Stadion in Malmö teilzunehmen.

Es hat mich sehr berührt, wie wir in diesem Gottesdienst den Weg „vom Konflikt zur Gemeinschaft“¹⁴ bedacht und gefeiert haben, von Buß- und Beichtbekenntnis hin zu Dank für neue Gemeinschaft und schließlich zur Bitte um die sichtbare Einheit. Gott, Erhalter und Ernährer, so hieß es in einer Fürbitte, führe uns an deinem eucharistischen Tisch zusammen, fördere unsere Gemeinschaft miteinander und untereinander – eine Gemeinschaft, die in deiner Liebe wurzelt. In dem Gemeinsamen Wort, das von Bischof Younan und Papst Franziskus unterzeichnet wurde, heißt es dazu: „Viele Glieder unserer Gemeinschaften sehnen sich danach, die Eucharistie an dem einen Tisch zu empfangen als konkreten Ausdruck der sichtbaren Einheit. Wir anerkennen unsere pastorale Verantwortung, auf den spirituellen Durst und Hunger unserer Gläubigen, eins in Christus zu sein, einzugehen. Wir sehnen uns danach, dass diese Wunde am Leib Christi geheilt wird.“

So ist es von sehr großer Bedeutung, dass im Vorfeld dieses Gottesdienstes und unmittelbar danach Kurt Kardinal Koch, der Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, angeregt hat, Lehrgespräche zum Thema

¹⁴ So die gemeinsame Schrift, die Voraussetzung für diesen Gottesdienst ist: Vom Konflikt zur Gemeinschaft. Gemeinsames lutherisch-katholisches Reformationsgedenken im Jahr 2017. Bericht der lutherisch/römisch-katholischen Kommission für die Einheit. Leipzig und Paderborn 2013

„Kirche, Amt und Eucharistie“ aufzunehmen mit dem Ziel einer gemeinsamen Erklärung, ähnlich der Erklärung zur Rechtfertigungslehre. Die Ökumene des gemeinsamen Zeugnisses wurde in der Festveranstaltung in Malmö durch eine Vereinbarung zu stärkerer Zusammenarbeit zwischen Caritas International und dem Weltdienst des Lutherischen Weltbundes gestärkt.

So hat es einen „Lernweg“ hin zu einem ökumenischen Reformationsgedenken gegeben, den auch wir hier in Mitteldeutschland gemeinsam mit den Geschwistern in den Bistümern Magdeburg und Erfurt und mit allen in der ACK verbundenen Kirchen gegangen sind. Und so bin ich sehr froh, dass wir die Kirchentage auf dem Weg (in Erfurt, Jena/Weimar, Halle/Eisleben und Magdeburg von Beginn an mit Geschwistern aus der römisch-katholischen Kirche geplant haben und dass wir in allen Städten ökumenische Gottesdienste feiern und in weiteren Veranstaltungen die ökumenische Verständigung suchen. Gemeinsam Gottesdienst feiern, das waren auch die Höhepunkte und die zu Herzen gehenden Erfahrungen bei der ökumenischen Pilgerfahrt „Mit Luther zum Papst“ Anfang Oktober. Über 1000 überwiegend junge Menschen, aber auch Familien, und v. a. aus Sachsen-Anhalt, haben diese ökumenischen Gottesdienste in Rom intensiv und verbindend erfahren: Wir beten gemeinsam, wir singen gemeinsam, Christus verbindet uns, wir hören gemeinsam auf Gottes Wort, wir schreiben gemeinsam Thesen zu unserem Auftrag und zu unserem Miteinander. Diese Thesen wurden Papst Franziskus bei einer Privataudienz übergeben. Besonders eindrücklich war für mich bei dieser Begegnung, wie er auf alle der von fünf Jugendlichen gestellten Fragen zunächst nicht geantwortet hat, sondern – ganz evangelisch! – zunächst den Bibeltext aus seinem morgendlichen Gottesdienst ausgelegt hat und dabei dreimal betont hat, dass wir alle allein von Gottes Gnade leben und dass Gott uns braucht und sendet, diese Gnade und Barmherzigkeit in die Welt zu tragen. Großen Beifall bekam er, als er auf die Frage, was er bei den Evangelischen und was bei den Katholiken jeweils am meisten schätzt – auf Deutsch und ohne Übersetzer – geantwortet hat: „Was ist besser, katholisch oder evangelisch? Gemeinsam ist besser!“ Herzlichen Dank den Landesjugendpfarrämtern aus Anhalt und aus unserer Kirche und der Arbeitsstelle für Jugendpastoral des Bistums Magdeburg, die diese Pilgerfahrt organisiert und getragen haben. Und das möchte ich mündlich ergänzen: Für die Jugendlichen war es beeindruckend, so große Kirchen und sich selbst in einer so großen Gruppe zu erleben und einmal nicht – wie es häufig ist – als Mitglieder einer Minderheit.

III.3 Das Reformationsjubiläum und –gedenken als Christusfest feiern – im Einstehen für Freiheit, Solidarität und Menschenwürde

Was ist mit ‚Christusfest‘ gemeint? Darauf haben sich ja Deutsche Bischofskonferenz und Evangelische Kirche in Deutschland verständigt. Wir wollen im Reformationsjubiläum nicht eine Kirche feiern, sondern Christus. Landesbischof Dr. h. c. Frank Otfried July aus unserer württembergischen Partnerkirche hat dies bei einer Podiumsdiskussion der Generalsynode der VELKD für mich sehr eindrücklich gedeutet. Ich kann es nicht wörtlich zitieren, aber dem Sinn nach wiederholen: ‚Das Reformationsjubiläum als Christusfest feiern heißt: Wir sehen mit Blick auf den gekreuzigten Christus uns selbst und unsere Wirklichkeit nüchtern, ohne Verharmlosung und Beschönigung, und sprechen Probleme sachlich und nüchtern an - auch in der Öffentlichkeit. Und mit Blick auf den auferstandenen Christus sehen wir über diese Wirklichkeit hinaus auf sein

kommendes Reich und setzen uns von dort her ein für Gerechtigkeit und Frieden.'

Das verbindet uns zu einer Ökumene des Zeugnisses und des Dienstes, es verbindet uns zu einer Ökumene der Sendung. Dass wir klar erkennen und benennen, woran wir selbst krank sind und unsere Gesellschaft, ja, die ganze Welt. Wir sehen

- die Angst, zu kurz zu kommen – und wie diese Angst die größer werdende Schere zwischen Arm und Reich immer weiter auseinander gehen lässt und Empathie und Mitmenschlichkeit an den Rand drängt;
- die große Energie, die eingesetzt wird, auf eigene Leistung zu setzen – und dabei zur gnadenlosen Ausbeutung von Mensch und Schöpfung führt;
- den Drang, groß sein zu wollen, sich über eigene Größe zu definieren – und dabei andere kleiner zu machen und als ‚minderwertiger‘ zu deklarieren, und deshalb Mauern und Zäune zu errichten, um Menschen in Not abzuhalten vom eigenen ‚großen‘ Reich;
- die Fixierung auf Geld und Förderung der Gier, die hemmungslos zerstört, sowohl die Menschen, wie das Klima, wie das ganze empfindliche Gewebe der Schöpfung.

Die Reihe, was wir sehen können, lässt sich – leider – fortsetzen. Wir sind als Christen gefragt, gemeinsam, über alle Kirchen- und Konfessionsgrenzen hinweg, im Horizont von Gottes Reich klare Kante zu zeigen gegen alle Angstmacherei und Politik des starken Mannes, gegen Vereinfachungen und Rechtspopulismus und Rückfall in Nationalismen. Wir sind als Christen gefragt, uns einzusetzen für den Vorrang des Zivilen vor dem Militärischen, für Schlichten und Vermitteln; und nicht zuletzt: Wir sind als Christen gefragt, selbst genügsam zu leben, unseren Lebenswandel so auszurichten, dass alle leben können.

So als Christusfest gefeiert kann das Reformationsjubiläum und –gedenken ein wichtiger Beitrag werden für die große Transformation, die die Menschheit im 21. Jahrhundert bewältigen muss, will sie das Leben auf der Erde bewahren.

III.4 Das Reformationsjubiläum feiern, indem wir eine suchende und hörende Weggemeinschaft bleiben

Ein nüchterner Blick auch auf uns selbst: Der Sozialphilosoph Charles Taylor¹⁵ macht darauf aufmerksam, dass unsere moderne Welt wie besessen ist von einer fixen Idee, der Idee, man könne durch richtige Planung und Steuerung *im Prinzip* alle Dinge vorhersehen und im eigenen Sinne Einfluss nehmen. Dass es *echte Unverfügbarkeiten* gibt im Leben von Menschen wie von Staaten, von Unternehmen wie von Kirchen wird von dieser fixen Idee als Feind betrachtet, den es zu besiegen gilt und als Übel, dessen man Herr werden muss. Wenn etwas noch nicht gut genug geplant und gesteuert werden konnte, dann hatten wir eben noch nicht genügend Daten zur Verfügung, oder unsere technische Ausrüstung war zu schwach oder unsere Mitarbeiter waren nicht kompetent

¹⁵ Geboren 1931 in Montreal, wurde 2008 mit dem Kyoto-Preis, dem „Nobelpreis“ für Philosophie geehrt. Sein Hauptwerk *A secular Age* (2007), dt. Übersetzung *Ein säkulares Zeitalter* (2009) bearbeitet die Frage, wie es zur Entstehung einer „säkularen Welt“ (mit Trennung von Staat und Religion und mit einer schwindenden Bedeutung klassischer Religiosität für die Menschen) gekommen ist ausgerechnet in den Teilen der Welt, die vom westlichen Christentum (Katholizismus, Protestantismus) geprägt worden waren.

genug. So jedenfalls die üblichen Erklärungen der Anhänger jener fixen Idee, wenn etwas nicht vorhergesehen wurde oder gut gesteuert werden konnte. Die Kontingenz, das heißt, das Zu-Fällige, das Nicht-Planbare ist der Feind, der überwältigt werden muss.¹⁶ Ein Regel- und Normenfetischismus regiere die heutige Welt.

Nun weiß auch Charles Taylor, dass es Prozesspläne, Normen und allgemeine Regeln geben muss, um menschliches Zusammenleben gut zu gestalten. Aber er macht darauf aufmerksam, dass gerade wir modernen Menschen in der Versuchung stehen, aus diesen Normen und Regeln einen Fetisch zu machen. „Wir glauben, wir müßten das RICHTIGE Regel- und Normensystem finden und es dann ausnahmslos befolgen. Wir erkennen gar nicht mehr, daß diese Regeln unserer Welt der Menschen aus Fleisch und Blut nicht gut entsprechen, und übersehen die Dilemmata, die unter den Teppich gekehrt werden müssen ..“¹⁷. Dienen Normen und Regeln noch dem menschlichen Leben? Helfen sie die berühmte Frage beantworten, von der die Geschichte des barmherzigen Samariters erzählt: „Wer ist denn mein Nächster?“ Oder verstellt gerade jener Regelfetischismus die Antwort auf diese zentral wichtige Frage für die Menschlichkeit der Menschheit und lässt den Priester im entscheidenden Moment an demjenigen vorbeigehen, der unter die Räuber gefallen ist?

Für Charles Taylor jedenfalls ist das *Nicht-Planbare*, das Zu-Fällige, das Kontingente *die entscheidende Pointe* der Geschichte vom barmherzigen Samariter. Wer Alles im Vorhinein in Pläne und im Nachhinein in Evaluationen pressen will, übersieht unter Umständen denjenigen, dem er zufällig begegnet, über den er stolpert, weil er verletzt vor ihm auf der Straße liegt.

Wir alle kennen die Geschichte: Der Samariter erklärt sich nicht für all-zuständig. Er bringt den Verletzten in eine Herberge und übergibt ihn der Obhut des Wirtes, weil er selbst, der Samariter, heute noch etwas anderes zu tun hat, als den Samariter zu geben. Er verwendet sogar den ‚schnöden Mammon‘, um dem Verletzten nachhaltig zu helfen. Und das Entscheidende: Er tut dies alles *spontan*, aus dem Bauch heraus, einem Bauch, der sich mitfühlend zusammen zieht, als er den Verletzten erblickt. Die damals geltenden Normen und Regeln hatten gerade ihm, dem Samariter, nicht nahegelegt, sich dem verletzten Juden zuzuwenden.

Liebe Geschwister,

ich habe große Sorge, dass auch uns in der Kirche diese geistliche und menschliche Spontaneität abhanden kommt, wenn wir einen Großteil unserer Energie in Struktur- und Prozesspläne, in Stellenpläne für in 15 oder 20 Jahren und in das Finden immer neuer Regeln und Ordnungen investieren. Der Mensch ist nicht für das Gesetz, sondern das Gesetz für den Menschen da. Wenn die Ordnungen und Verfahren der Kirche uns nicht mehr den Rücken dafür freihalten, dass wir FREIRÄUME haben zum Feiern des Gottesdienstes und für die Zuwendung zu den je konkreten NÄCHSTEN – in der Seelsorge, in der Bildung, in der Diakonie, im zivilgesellschaftlichen Engagement – dann müssen diese Ordnungen und Verfahren geändert werden. Die FREIRÄUME jedenfalls dürfen nicht verdampfen.

Weshalb wurde über diese Fragen unter uns schon oft gesprochen, ohne dass sich etwas spürbar geändert hat? Im Gegenteil: Viele Menschen in unserer Kirche haben das Gefühl, dass Regel- und Verfahrensräder sich immer schneller drehen und die Freiräume für unseren Kernauftrag immer kleiner werden. Vielleicht kommt ja auch die Online-Umfrage genau in diesem Horizont und Gewand daher.

¹⁶ Charles Taylor, Ein säkulares Zeitalter, 1227f.

¹⁷ Ebd., 1228.

Auf diese bedrängende Frage gibt es sicher mehrere Antworten, die ich an dieser Stelle nicht diskutieren kann. Aber ich möchte gerne diese Frage in unsere Kirche tragen. Damit wir gemeinsam Antworten finden, tragfähige und nachhaltige. Auf einen Antwort-Strang macht Charles Taylor aufmerksam: Natürlich sind auch wir mit unseren Haltungen, Erwartungen und Vorstellungen Kinder dieser modernen Welt, die die fixe Idee von der Planbarkeit und Optimierbarkeit aller Dinge und Vorgänge, ja auch der Menschen kultiviert hat und weiter kultiviert. Unsere Aufgabe als Synode und Kirchenleitung sehe ich darin, dass wir hier tapfer Widerstand leisten. Lassen Sie uns das Unabwägbar wieder ernst nehmen! Lassen Sie uns für unsere Ordnungen und Verfahren damit ernst machen, dass wir nicht alles planen können und dies auch gar nicht sollen! Wenn wir diesen Widerstand leisten, wird das Ängste auslösen unter uns. Ordnungen, Regeln, Prozesspläne und Verfahren bieten eine Sicherheit, die – im rechten Maß – eine große Hilfe ist. Doch wenn sich diese Regeln und Pläne verselbständigen, ja sogar absolut setzen, wird die Sicherheit trügerisch und unser Handeln entfernt sich immer mehr von der realen Praxis und ihren Bedingungen. Lassen Sie uns einen Weg suchen für unsere Kirche – mit geistlicher Gelassenheit und struktureller Irritierbarkeit –, einen Weg, der für die FREIRÄUME kämpft, als hörende und suchende Weggemeinschaft!

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit!